
Michael Klessmann

Qualitätsoffensive Kasualien? Entwicklung von Qualitätsstandards

Zur Person: Dr. Michael Klessmann ist Professor für Praktische Theologie an der Kirchlichen Hochschule Wuppertal.

Kasualien, so haben es die EKD-Umfragen seit Jahrzehnten erhoben und so wird es in der Praktischen Theologie reflektiert und ausgearbeitet, stellen ein zentrales Element der Kommunikation des Evangeliums in der evangelischen Kirche dar. Kasualien sind christliche Symbolhandlungen, die von Seiten derer, die sie in Anspruch nehmen, durch einen Anlass in der individuellen oder familiären Biographie motiviert sind. Dabei geht es nicht nur um die klassischen Kasualien Taufe, Konfirmation, Trauung und Bestattung, sondern auch um „neue“ Kasualien wie Gottesdienste zur Einschulung, zum Erntedankfest oder Totensonntag u.a.

Im Bereich der Kirchen definiert die Teilnahme an Kasualien eine neue und eigenständige Form der Mitgliedschaft, die nicht als defizitär gegenüber regelmäßiger Gottesdienstteilnahme zu verstehen ist. Viele Menschen, gerade die sogenannten kirchlich Distanzierten, suchen religiöse Begleitung an Knoten- und Krisenpunkten ihres Lebens, wollen eine religiöse Grundierung an den Schwellen und Übergängen ihrer Biographie, sind aber nicht bereit, sich darüber hinaus dauerhaft an Kirche und ihre Angebote zu binden.

Im EKD-Papier „Kirche der Freiheit“ werden die Kasualien an zentraler Stelle, gleich zu Anfang im Kontext des 1. Leuchtfeuers, genannt. Da heißt es: „Eine verlässliche niveauvolle Gestaltung von Trau- und Taufgottesdiensten mit einladender Atmosphäre ist nicht nur für das Bild von der Kirche, sondern ebenso für den Zugang zum christlichen Glauben über eine lange Lebensspanne hinweg von prägender Bedeutung“ (51). Zu Recht wird darauf verwiesen, dass eine lieblos, unpersönlich oder routinemäßig durchgeführte Kasualie dem Bild von Kirche und ihrer Botschaft großen Schaden zufügt. Um eine anspruchsvolle Gestaltung von Kasualien zu erreichen, seien ein „verlässliches Qualitätsmanagement“ nötig, eine „transparente und faire Beurteilungskultur“ und eine „kollegiale Team- und Kritikfähigkeit“ (ebd.). Als Ziel für 2030 wird dann formuliert, dass der jetzige Stand der Mitgliedschaft (2006) bis dahin gehalten werden solle, die Taufquote signifikant

erhöht und bei der Trau- und Bestattungsquote ein 100-prozentiger Wert anzustreben sei.

Diese Zielsetzung wird vertreten, obwohl vorher erwähnt wird, dass gerade im Bereich der Kasualien massive Einbrüche zu verzeichnen sind. „Selbst bei den eigenen Mitgliedern ist die Inanspruchnahme der Kasualien lange nicht mehr selbstverständlich“ (23).

An dieser Stelle möchte ich eine kritische Bemerkung zu der Gesamttendenz des EKD-Papiers einfügen: Viele Insider sind sich darüber im Klaren, dass die beiden großen Volkskirchen in Deutschland weiterhin schrumpfen werden. Wie ist damit umzugehen? Regina Polak drückt es so aus: „Ehe man sich auf den Weg der Änderungen macht, gilt es, den ‚Schock der Daten‘ zu bewältigen. Christen in Europa werden zur kleinen Herde. Das ist zur Kenntnis zu nehmen.“¹ Ich füge hinzu: Das ist nicht nur zur Kenntnis zu nehmen, sondern vor allem auch zu betrauern! Es gilt doch Abschied zu nehmen von früher bewährten, inzwischen häufig jedoch nicht mehr zeitgemäßen Strukturen, Bildern und Einsichten. Wenn das EKD-Paper jetzt jedoch solche, wie ich finde, großspurigen Ziele formuliert, verhindert es den notwendigen Prozess des Abschiednehmens und der Trauer. Neuanfänge können jedoch kaum gelingen, wenn die alten flächendeckenden Vorstellungen von Volkskirche nach wie vor die Köpfe beherrschen. Im Übrigen ist aus theologischer Sicht nicht einzusehen, aus welchem Grund eine Trauquote von 100 Prozent ein so erstrebenswertes Ziel sein sollte.

Die Forderung nach einer Art von Qualitätsoffensive ist vor diesem Hintergrund unbedingt sinnvoll und notwendig. Welche Maßnahmen erscheinen möglich? Ich nenne vier Punkte:

1. Rituale nicht abwerten, sondern ihre heilsame Funktion erkennen
2. auf sorgfältige Inszenierung achten
3. liturgische und homiletische Präsenz gewährleisten
4. integrale Amtshandlungspraxis umsetzen

1. In den 60er und 70er Jahren des 20. Jahrhunderts war die Meinung verbreitet, es handle sich bei Kasualien um mehr oder weniger leere Zeremonien, in denen der Pfarrer, die Pfarrerin zu Zeremonienmeistern degradiert würden (so besonders prononciert die Kritik von Rudolf Bohren). Die Wiederentdeckung der Bedeutung von Ritualen für die Lebensbewältigung im

¹ Regina Polak, Religion kehrt wieder. Handlungsoptionen in Kirche und Gesellschaft, Ostfildern 2006, 253.

Alltag durch die Sozialwissenschaften hat diesem Vorurteil einen Riegel vorgeschoben: Rituale, verstanden als im Ablauf festgelegte, damit wiederholbare Symbolhandlungen stellen grundlegende anthropologische Verhaltensformen dar, die das soziale Miteinander der Menschen regeln und kanalisieren: Nicht nur in Schwellenzeiten wie Geburt, Übergang zum Erwachsenen, Paarbildung und Tod sind Rituale essentielle Bewältigungsformen (diesen Zusammenhang hat der Ethnologe Paul van Gennep beschrieben), auch im alltäglichen Leben kommen wir ohne Ritualisierungen nicht aus (man denke nur an die vielfältigen Begrüßungsrituale, deren Befolgung die Interaktion sichert und erleichtert, während ihre Nichtbefolgung sofort Irritationen auslöst; vgl. dazu die Arbeiten von Erving Goffman). Und schließlich können Rituale sogar transformierende Kraft frei setzen, weil sie vorübergehend die gesellschaftlichen Statusmerkmale außer Kraft setzen und ein eindringliches Erlebnis der vorübergehenden Gleichheit aller Beteiligten auslösen (so Victor Turner).

Solche Erkenntnisse können dazu anregen, Rituale nicht als leere, formelhafte und zwanghafte Vollzüge abzuwerten, sondern ihren Stellenwert für die Lebensbewältigung neu wertzuschätzen. Rituale stellen zentrale Medien der Vergewisserung individueller und kollektiver Identität dar, geben Verhaltens- und Sprachhilfe in Zeiten von Übergängen und Krisen, bieten Verhaltensformen im Umgang mit dem Heiligen an.

2. Eine Konsequenz aus solcher Wertschätzung ist die Forderung nach einer sorgfältigen Inszenierung der Kasualien (das EKD-Papier spricht von „verlässlicher, niveauvoller Gestaltung“). Der Begriff der Inszenierung klingt im Bereich von Theologie und Kirche fremdartig, erinnert an Theater und Oberflächlichkeit. Dabei verweist gerade der Kontext des Theaters darauf, wie unverzichtbar diese Perspektive ist: Inszenierung „beinhaltet eine gesteigerte Aufmerksamkeit für das Verhältnis von Inhalt und Form.“² Jede/r weiß, wie leicht die Kommunikation eines Inhalts an den Rahmenbedingungen scheitern kann: Unklare und/oder nicht vertraute Form, Struktur und Gestaltung im Ablauf einer Veranstaltung, schwer verständliche oder zum Anlass nicht passende Sprache, fahriges oder steifes Bewegen, schlechte Raum-, Licht- und Tonverhältnisse verhindern sinnvolle Kommunikation zwischen den Beteiligten. Solche auf den ersten Blick einfachen Gestaltungselemente werden häufig als selbstverständlich vorausgesetzt; erst wenn sie Kommunikation empfindlich stören, wird ihre zentrale Bedeutung offenkundig. Vor diesem Hintergrund ist die Forderung nach einer

² Michael Meyer-Blanck, *Inszenierung des Evangeliums*, Göttingen 1997, 18.

„gesteigerten Aufmerksamkeit für das Verhältnis von Inhalt und Form“ unbedingt richtig und unterstützenswert. Und, wie Thomas Kabel hinzufügt, sie muss intensiv geprobt werden: Welcher Schauspieler würde sich auf die Bühne begeben, ohne seine Rolle gründlich vorbereitet zu haben?³

Dabei ist es hilfreich, wenn auch Außenstehende Gelegenheit haben, dazu ihren Eindruck weiterzugeben. Wer das Ritual leitet, ist oftmals in eigener Routine befangen und in der Wahrnehmung eingeschränkt. Der ehrliche Eindruck (feedback) eines Außenstehenden kann diesbezüglich konstruktive Anstöße vermitteln.

Zur sorgfältigen Inszenierung gehört auch, die Wünsche der Beteiligten zu hören und angemessen zu berücksichtigen. Menschen der Gegenwart fügen sich nicht mehr selbstverständlich in eine ihnen vorgegebene Form ein, sondern wollen sie häufig mitgestalten und ihr ein persönliches Gepräge geben. Dabei kann es durchaus zu Konflikten kommen (z.B. bei der Auswahl der Musik). Solche Konflikte sollte man versuchen zu lösen, indem man das Anliegen der Beteiligten auf- und ernst nimmt und ihm interpretierend einen Platz gibt, der liturgisch zu verantworten ist und gleichzeitig die Angehörigen nicht verprellt. Eberhard Hauschildt hat für diesen Prozess den einprägsamen Slogan „Interpretation statt Konfrontation“ gefunden.⁴

3. Bestandteil einer sorgfältigen Inszenierung ist liturgische und homiletische Präsenz des Liturgen / der Liturgin:⁵ „Im Moment da sein“, „ganz bei der Sache sein“, „sich mit dem Prozess identifizieren“ ist damit gemeint. Es geht um eine grundlegende Haltung im gesamten Geschehen der Kasualie: eine Lebendigkeit, Natürlichkeit und Wahrhaftigkeit im Ausdruck, die Fähigkeiten des Raumes (ein kleiner Gemeindesaal oder eine kleine Gruppe von zehn Angehörigen erfordern andere Sprache und Gesten als eine große Kirche mit 150 Anwesenden) angemessen zu berücksichtigen.

Die theologische Ausbildung fokussiert bisher fast ausschließlich auf die Inhalte der Kommunikation des Evangeliums. Die zweite Ausbildungsphase ist nur begrenzt in der Lage, diese Einseitigkeit zu korrigieren. Deswegen braucht jeder Pfarrer / jede Pfarrerin entsprechende Fortbildung und Menschen, die ihnen feedback im Blick auf ihre liturgische Präsenz geben.

³ Vgl. Thomas Kabel, Handbuch Liturgische Präsenz, Bd. 1, Gütersloh 2002.

⁴ Eberhard Hauschildt, Der Streit am Sarg um die Musik. Zur Ursache und Bewältigung von Konflikten zwischen den Beteiligten, in: MuK 69 (1999), 305–312.

⁵ Vgl. Kabel a.a.O. 17f.

4. Der Vollzug der Kasualie soll eingebettet sein in eine „integrale Amtshandlungspraxis“. Der Religionssoziologe Joachim Matthes, der diese These schon vor 30 Jahren aufgestellt hat,⁶ meint damit, dass die Kasualie in einen seelsorglichen Gesamtzusammenhang eingebunden sein sollte. Das Ritual ist für alle da, spricht alle Beteiligten, auch die ferner Stehenden, an. Durch Seelsorge im Vorfeld und im Nachgang zur Kasualie gelingt es, die persönliche Ausrichtung der Kommunikation des Evangeliums auf diese konkrete Gruppe von Menschen zu verdeutlichen.

Dazu bedarf es eines Vorgesprächs, in dem einerseits die Beteiligten Raum und Zeit haben, von ihrer Lebenssituation, in der jetzt diese Kasualie stattfindet, zu erzählen. Ein solches Erzählen ist ein wichtiger Bestandteil zur Verarbeitung des anstehenden Übergangs; dazu anzuregen stellt eine zentrale seelsorgliche Aufgabe dar. Andererseits muss es Gelegenheit geben, den Ablauf und den theologischen Sinn der Kasualie zu erläutern (den meisten ist heute beides fremd!) und, wie das später auch in der Ansprache geschehen kann, das Leben der Betroffenen und die biblische Botschaft einander auslegen zu lassen. Ein Nachgespräch (zumindest bei Bestattungen) kann den Prozess der Verarbeitung des Übergangs voranbringen; es dokumentiert auch das Interesse der Kirche – und damit symbolisch das Interesse Gottes – am weiteren Ergehen dieses oder dieser Menschen.

Die Durchführung von Kasualien gehört zu den Kernaufgaben und Kernkompetenzen des Pfarramtes. Um ihre Qualität zu steigern, erscheinen mir die genannten vier Punkte als geeignete Anregungen. Sie erfordern intensive Fortbildung, darauf weist das EKD-Papier mehrfach mit Recht hin. Gleichzeitig setzen sie voraus – und dazu sagt das Papier leider gar nichts – dass Pfarrer und Pfarrerrinnen von Verwaltungsaufgaben entlastet werden müssen. Es ist unrealistisch zu erwarten, dass sie mehr und Besseres leisten sollen, wenn die vielfach überfordernde Fülle der Aufgaben unverändert bestehen bleibt. Das Proponendum der westfälischen Kirche „Kirche mit Zukunft“ (Bielefeld 2000) hat diese Notwendigkeit vor einigen Jahren bereits formuliert – ohne dass seither entsprechende strukturelle Veränderungen in Angriff genommen worden wären. Wenn dieser Zusammenhang jedoch nicht wirklich strukturell umgesetzt wird, besteht die Gefahr, dass alle Qualitätsoffensiven die alltägliche Pfarramtspraxis nicht wirklich erreichen.

⁶ Joachim Matthes, Volkskirchliche Amtshandlungen, Lebenszyklus und Lebensgeschichte, in: ders. (Hg.), Erneuerung der Kirche. Stabilität als Chance? Gelnhausen 1975, 83–112.